Diakonie
Stadtmission
Halle

1
2022

die Stadtmission

MAGAZIN DER EVANGELISCHEN STADTMISSION HALLE / SAALE

30 JAHRE

WfbM SAALEKREIS

2 **Inhaltsverzeichnis**

3 **Editorial**

4 **Andacht**
Gedanken zum Bild
«Die gelbe Kreuzigung»

6 **Blick voraus**

8 **Stolz auf die Arbeit**

9 **Aus den ersten Tagen**

10 **Arbeit statt Almosen**

12 **Sich treu bleiben durch Wandel**

14 **Wichtige Hilfe**

15 **Hilfsangebote**

16 **Ö–oase.**
Ein Aushängeschild für eine gelingende Inklusion

17 **Telefonseelsorge in Krisenzeiten**

19 **Fit für den Job**

20 **Albrecht Ludwig**

21 **Stefan Will**

22 **MIA lebt**

12. Juni 2022, ab 14 Uhr

FEIERN SIE MIT UNS!

Promenade 15-18, Salzatal / OT Johannashall

134 JAHRE Evangelische Stadtmission Halle
30 JAHRE Werkstatt im Saalekreis

EDITORIAL

Auftrag der Stadtmission in Zeiten von Ukraine- und Coronakrise.

Das Verständnis von Menschenrechten und Menschenliebe zeigt sich besonders intensiv im Umgang mit Krisen. In der Coronakrise wurden volkswirtschaftliche Bedarfe zu Gunsten alter und gesundheitlich eingeschränkter Menschen zurückgestellt. Vermögen und Konsum standen hinter sozialen und demokratischen Werten. Diese Entscheidungen der Politik und der Gesellschaft zeigten, trotz einiger kritischer Punkte, einen neuen, hoffnungstragenden Weg, hin zu einer sozialgemeinschaftlichen Orientierung und hin zu einer sozial angedachten Verwendung von erwirtschaften Ressourcen.

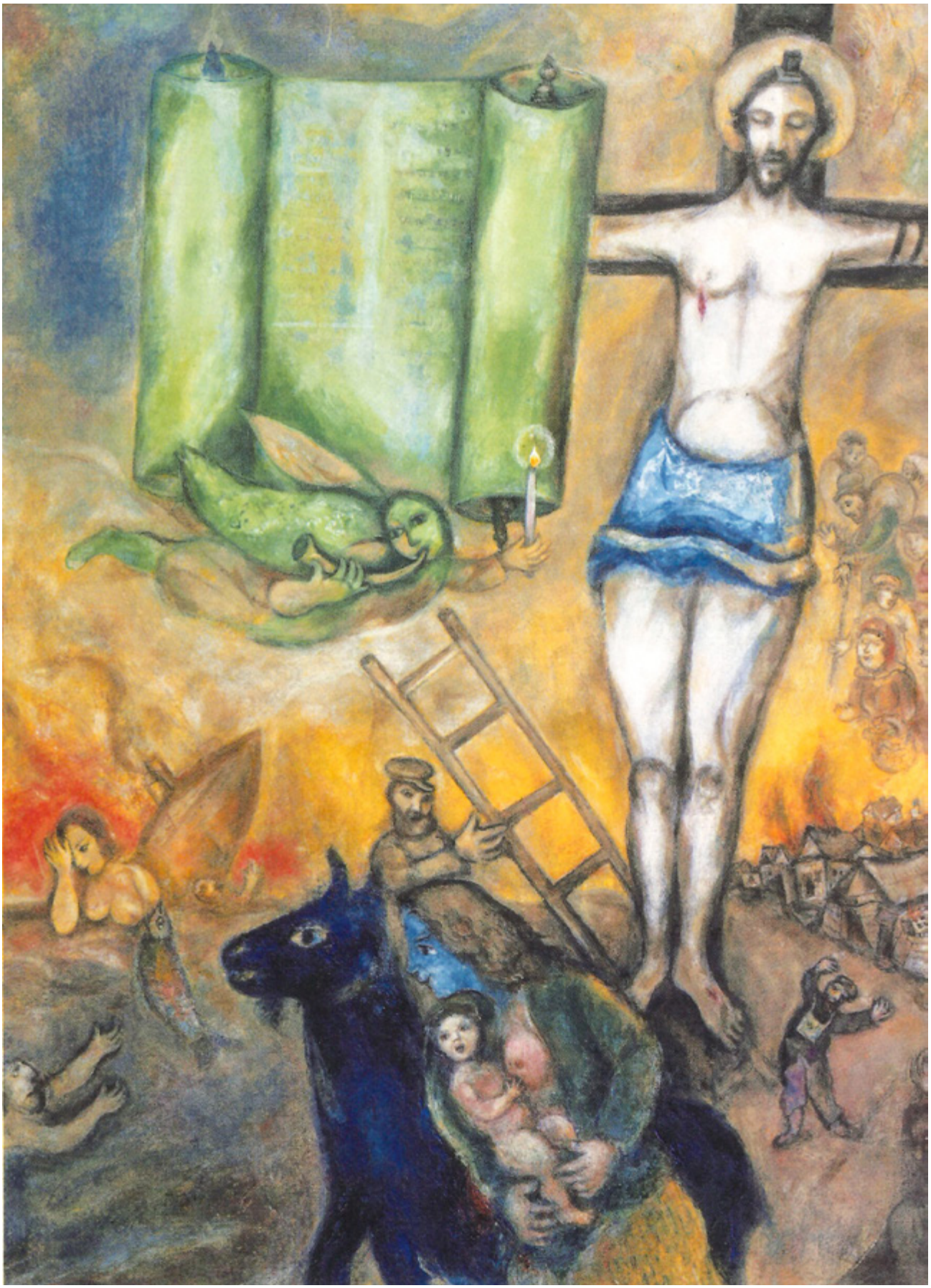
Die Coronakrise scheint überstanden. Nun wird sie überstrahlt von einer weiteren,- neuen – aber von Menschen gemachten – Krise in Europa. Auf der einen Seite hat die Coronakrise gezeigt, dass nicht nur in Europa eine humanitäre und demokratische Sichtweise entwickelt werden kann, um möglichst vielen Menschen zu helfen, sie medizinisch zu versorgen und damit Leben zu retten. Auf der anderen Seite tritt das archaische Modell des Krieges als eine gesellschaftliche Option auch in Europa wieder zu Tage. In dieser Krise geht es nicht um die Ermöglichung von Unterstützung, Hilfe und Menschlichkeit in vielfältiger Form, sondern um Macht, Herrschaft, Aggression, Mord und humanitären Zynismus.

Es ist ein langsamer, aber hoffentlich stetiger Prozess, zu einer sozialen und humaneren Welt, der jedoch immer wieder von Rückschlägen gezeichnet sein wird, wie wir gerade erfahren. Die tragenden Säulen, eines sich und Anderen gegenüber verantwortlichen Handelns, bleiben weiterhin eine innerliche positiv eingestellte Hoffnung und damit ein nach vorne gerichtetes Lösungskonzept, die Liebe gegenüber jeglichen Nächsten, statt Rassismus und Nationalismus und ein Glaube in Zuversicht auf das Gute im Menschen – insbesondere in einer christlichen Gemeinschaft. Wir Christen müssen dazu aufrufen, die Menschenwürde aus allen Perspektiven zu wahren. Dies erwarte ich insbesondere von der Diakonie Deutschland und von der evangelischen Kirche, dessen Mitglied wir sind.

Konkrete Aufgabe der Diakonie und darin auch der Stadtmission muss es sein, alte und tradierte Konzepte unter diesem Kontext neu zu denken, sich auf neue gesellschaftliche Fragestellungen und Anforderungen einzulassen und damit die Zukunft der Menschen weiter im Sinne von Hoffnung, Liebe und Glaube lebenswert mit zu gestalten.

Ihr Ernst-Christoph Römer
Vorstand

Ernst-Christoph Römer
Vorstandvorsitzender
Evangelische Stadtmission Halle



DIE GELBE KREUZIGUNG, 1942 | Marc Chagall | Paris, Centre Pompidou

GEDANKEN ZUM BILD «DIE GELBE KREUZIGUNG»

Während ich meine Gedanken aufschreibe, herrscht Krieg. In Europa wird gekämpft mit Waffen und Worten. Soldaten töten. Bomben und Granaten zerstören Wohnungen, Schulen, Krankenhäuser, Menschen leiden. Sie leben in Ängsten und Sorgen. Sie verstecken sich in Kellern und U-Bahnschächten. Sie hungern und frieren. Viele sterben und werden am Rande der Straßen begraben. Die Führung der russisch-orthodoxen Kirche unterstützt den Krieg. Doch das Wort «Krieg» ist in Russ-land verboten. Frauen und Kinder flüchten aus ihrer Heimat.

1887 wurde Marc Chagall in Russland geboren. Er starb 1985 in Frankreich. Viele seiner Bilder, Zeichnungen, Glasfenster, Mosaiken zeigen die Welt seines jüdischen Glaubens und seiner russischen Heimat. 1943 hat der Künstler «Die gelbe Kreuzigung» gemalt.

Die Welt steht in Flammen und mittendrin das Kreuz. Der Mann am Kreuz trägt ein weiß-blaues Gebetstuch um die Hüften. An seinem linken Arm hat er den schwarzen Gebetsriemen gebunden. In dem Kästchen auf seinem Kopf befindet sich eine kleine Papierrolle. Sie ist beschrieben mit dem Bekenntnis: «Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einer…» (5.Mose 6, 4).

Ein Dorf brennt. Seine Bewohner laufen weg. Aus ihren Häusern haben sie zuvor herausgeschleppt, was zu retten war. In der Nähe der Brände klagt ein Mann. Eine Mutter flieht mit ihrem Kind, auf einem Esel. Im Feuermeer versinkt ein Schiff. Menschen ertrinken. Unter einer großen Schriftrolle schwebt ein grüner Engel. In der einen Hand hält er ein leuchtendes Licht, in der anderen eine Posaune. Darunter steht Jemand mit einer Leiter. Mit seiner rechten Hand zeigt er auf den Gekreuzigten.

Für Marc Chagall ist Jesus nicht der «Christus» der Kirche. Er ist der Mann jüdischen Glaubens, von einer jüdischen Mutter geboren. Er wuchs auf in den Überlieferungen und der Geschichte seines Volkes. Er war vertraut mit den Worten der Psalmen und Propheten. Er erfüllte die Gebote in der Liebe zu Gott und zum Nächsten, zu den Schwachen und Benachteiligten, Bedrohten und Verfolgten, Hungernden und Kranken. Er ist der «Gottesknecht», den die Propheten verkündet haben. Er leidet stellvertretend für seine jüdischen Geschwister. Jahrhunderte lang wurden sie in vielen Ländern verspottet, aus ihren Häusern, ihrer Heimat vertrieben. Sie wurden angeklagt. Sie allein sind schuld an der Kreuzigung von Jesus, an der Pest, an Kriegen, an den Ungerechtigkeiten durch das internationale Finanzwesen… Deshalb mussten sie und müssen sie vernichtet werden. Dazu verbreitet man Lügen, bringt Verschwörungsphantasien in die Welt und erfindet Gräuelgeschichten. Auf diese Weise rechtfertigt man die eigenen Absichten und mörderischen Taten.

Der Engel hält das Licht in der Hand. Er bläst auf der Posaune des Aufbruchs. Er kündigt an: Gott kommt und richtet seine Herrschaft auf. Gott steht zu seiner Zusage: «Ich bin da». Die Propheten haben es immer wieder angesagt mitten in Zeiten der Bedrohung, des Untergangs, eines angesagten Gerichts. «Ich will euch trösten wie einen seine Mutter tröstet» (Jesaja 66,13).

Da ist die lächelnde Frau mit dem Kind an ihrer Brust.

Das Licht weist hin auf die Hoffnung mitten in der Finsternis, die jetzt noch erlitten wird. Hinter dem Kopf des Gekreuzigten leuchtet ein heller Schein. Die Leiter verbindet Erde und Himmel.

Die grüne Thorarolle ist weit geöffnet. Zu lesen sind Worte des Zweiten Propheten Jesaja aus dem 53.Kapitel: «Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missetaten willen verwundet und um unserer Sünden willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilt…». So lautet von Gottes Solidarität mit allen, die leiden, verfolgt werden, flüchten müssen, den Tod fürchten.

In den ersten christlichen Gemeinden wurde der Jude Jesus als der «Christus» verkündet. Er wollte mit seinem Kreuz ein Zeichen Hoffnung und der Nähe Gottes setzen. Sein Leben ist ein ewiger Aufstand gegen den Tod mit seinen bösen Helfershelfern.
Folgen wir Christus nach. Bemühen wir uns als christliche Gemeinde um dauerhaften Frieden. Stehen wir ein für die Menschenrechte, die Kraft der entwaffnenden Vernunft und der versöhnenden Worte, für Wahrhaftigkeit und Geschwisterlichkeit weltweit und gerade in diesen Tagen – hier in unserer Stadt und in Gottes weiter Welt.

Andreas Riemann
Pfarrer

BLICK VORAUS

Sind die Werkstätten für behinderte Menschen heute noch zeitgemäß?

Werkstätten für behinderte Menschen stehen in der Kritik. Seit die UN-Behindertenrechtskonvention den Inklusionsgedanken zum Leitmotiv ausgerufen hat, gelten sie Vielen als antiquiert, als Sonderwelt, die das gemeinsame Arbeiten von Menschen mit und ohne Beeinträchtigung verhindert. Selbsthilfeaktivisten wie Raul Krauthausen gehen noch weiter. Sie kritisieren den geringen Verdienst von Werkstattbeschäftigten und sprechen von «Ausbeutung» und «moderner Sklavenhaltung».

Dabei waren die «Geschützten Werkstätten» zu ihrer Gründungszeit in den 60er und 70er Jahren ein großer sozialpolitischer Fortschritt. Kurz nach der Zeit des Nationalsozialismus mit seinem Euthanasieprogramm, der «Vernichtung lebensunwerten Lebens», stand der Schutzgedanke im Vordergrund. Dabei wurde das in Skandinavien entwickelte Normalisierungsprinzip aufgegriffen. Es sah die Integration von Menschen mit geistigen Behinderungen in alle Lebenszusammenhänge vor: Den Besuch des Kindergartens, die Beschulung, die Möglichkeit zu arbeiten und in Rente zu gehen. Die Person sollte als Erwachsene ihr eigenes Leben führen können. Das Grundprinzip lautete: So viel Selbständigkeit und Normalität wie möglich, so viel Unterstützung wie nötig.

In den frühen 60er Jahren entstanden so die ersten Werkstätten. Diese erhielten ihre gesetzliche Grundlage durch die Reform der Schwerbehindertengesetzgebung im Jahr 1974. Ein flächendeckendes Werkstättensystem entstand. Jeder, der aufgrund der besonderen Schwere seiner Behinderung dem Arbeitsmarkt «nicht, noch nicht oder noch nicht wieder» zur Verfügung stand, hatte ein Recht auf die Aufnahme in eine Werkstatt. Eine Besonderheit, denn ein Recht auf Arbeit war in der bundesdeutschen Gesetzgebung ansonsten nicht vorgesehen.

Der Gesetzgeber gab den Werkstätten drei Aufgaben mit auf den Weg: Sie sollten wie privatwirtschaftliche Betriebe agieren und dauerhafte Arbeitsplätze schaffen, sie sollten die persönliche Entwicklung fördern und die Auswirkungen der Behinderung abmildern und sie sollten denjenigen, die dazu fähig waren, den Übergang in den allgemeinen Arbeitsmarkt ermöglichen. Die staatlichen Mittel flossen bewusst nicht in die Subvention der Entlohnung, sondern in die personelle Ausstattung, also in die Anleitung und Förderung. Wegen der stark eingeschränkten Leistungsfähigkeit der Beschäftigten wurden so nur Entgelte von ca. 180 Euro im Monat möglich.

Überall in Deutschland, nach der Wiedervereinigung auch in den neuen Bundesländern, entstanden Werkstattbetriebe mit einer modernen Ausstattung. Mittlerweile bieten sie ca. 350.000 Arbeitsplätze. Als Partner der Industrie übernehmen sie Auftragsfertigungen, stellen eigene Produkte her und erbringen Dienstleistungen.

Die Spannbreite der Angebote ist enorm. Sie reicht von einfachen Montagetätigkeiten über die Holz- und Metallbearbeitung bis hin zu Druck und Grafik, Bürodienstleitungen, Landschaftspflege oder Gastronomiebetrieben und Hotels. Richtete sich die Behindertenhilfe in der Nachkriegszeit noch sehr am Fürsorge- und Schutzgedanken aus, wurde später die gesellschaftliche Integration und ab dem Jahr 2000 die Inklusion zum Leitmotiv. Mit der aus Amerika stammenden Vermittlungsmethode der «unterstützten Beschäftigung» gelang es, auch Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen in Betriebe zu vermitteln. Die Aufgaben wurden dabei auf deren Fähigkeiten zugeschnitten und sogenannte «Jobcoachs» übernahmen die Anleitung direkt am Arbeitsplatz, solange, bis die Person ihre Tätigkeit selbständig beherrschte.

Werkstätten greifen diesen Trend zunehmend auf und schaffen unter ihrem verlängerten Dach immer mehr ausgelagerte Arbeitsplätze in Betrieben. Neben betreuten Einzelplätzen können dies auch ganze Arbeitsgruppen sein. Der Übergang in ein sozialversicherungspflichtiges Arbeitsverhältnis in einem Unternehmen ist allerdings noch vergleichsweise selten, obwohl dafür mit dem «Budget für Arbeit» mittlerweile ein attraktives Leistungspaket mit Betreuung und Lohnkostensubvention zur Verfügung steht.

Wenn Kritiker aus der Selbsthilfe- und Aktivistenszene die Werkstätten als Ausbeutungs- und Sklavenbetriebe diffamieren und ihre Abschaffung fordern, treffen sie auf den zum Teil erbitterten Widerstand von Werkstattbeschäftigen und ihrer Interessenvertretung, den Werkstatträten. Die meisten von ihnen sehen in ihrer Werkstatt ihr berufliches Zuhause. Es bietet ihnen einen sicheren Arbeitsplatz, eine sinnvolle Aufgabe und geschütztes Umfeld. Nur die niedrige

Entlohnung empfinden viele als kränkend, zumal sie ihre volle Arbeitskraft einbringen und für ihre Leistung auch einen auskömmlichen Lohn erwarten. Derzeit läuft ein bundesweites Forschungsprojekt, das Vorschläge zur Verbesserung der Lohnsituation erarbeiten soll.

Werkstätten gehören nach wie vor zu den Errungenschaften des Sozialstaats: Sie ermöglichen Menschen eine Teilhabe am Arbeitsleben, die in anderen Ländern aufgrund ihrer schweren Beeinträchtigungen in Versorgungseinrichtungen betreut werden. Leider vollbringen sie diese Eingliederungsleistung allzu oft noch im Verborgenen. Werkstätten sind häufig in Industriegebieten angesiedelt, Menschen mit Behinderungen sind nicht ausreichend in der Öffentlichkeit präsent. Ziel der Werkstätten sollte es sein, dies zu ändern. Sie sollten Aufgaben in der Gemeinde und für die Gemeinde übernehmen, mit ihren Angeboten und Dienstleistungen stärker sichtbar werden. Mit Cafés und Hotels, mit Second-Hand-Kaufhäusern- und Buchläden, mit Dienstleistungen vielfältiger Art, etwa in Krankenhäusern, Altenheimen oder in der Universität, mit Arbeitsplätzen in Kindergärten, in Supermärkten oder beim städtischen Bauhof. Werkstätten müssen gesellschaftliche Präsenz zeigen und Inklusion mit ihren Möglichkeiten verwirklichen. Beide Gedanken haben ja ihre Berechtigung: Schutz und Inklusion. Und es ist möglich und sinnvoll, sie miteinander zu verbinden.

Dieter Basener

DIETER BASENER

Der Diplom-Psychologe und Diplom-Pädagoge ist seit über 40 Jahren in Werkstätten für behinderte Menschen tätig. Er war Mitbegründer des erfolgreichen Integrationsdienstes Hamburger Arbeitsassistenz und des Inklusionsbetriebs Bergedorfer Impuls. 2008 gründete er den Buch- und Zeitschriftenverlag 53° NORD, der auch Seminare und Fachtagungen zu Themen der beruflichen Teilhabe mitgestaltete.

STOLZ AUF DIE ARBEIT

Seit vier Jahren arbeitet Enrico Zauner in der Wäscherei in Johannashall. Ein Gespräch mit ihm über seinen Arbeitsalltag.

Enrico Zauner am Arbeitsplatz

Ein Arbeitstag beginnt für Enrico Zauner um halb fünf am Morgen. Er mag es, den Tag in Ruhe zu beginnen, erst einmal zu frühstücken. Er ist jetzt 41 Jahr alt, wohnt in Teutschenthal. Allein, wie er stolz betont. Von dort holt ihn an den Arbeitstagen der Fahrdienst ab und bringt ihn in die Werkstatt nach Johannashall. Er nimmt den längeren Arbeitsweg in Kauf. Ein Wechsel auf den Kaminhof in Teutschenthal kommt für ihn nicht in Frage. Er mag seine Arbeit in der Wäscherei. Vor vier Jahren hat er in Johannashall begonnen. Davor hat er schon einige Jahre für die Tafel der Stadtmission gearbeitet. Sein Berufsleben begann er mit einer Ausbildung als Hilfskoch. Die Arbeit dort, so erinnert er sich, war schön. Doch das Arbeitsklima und der harte Arbeitsalltag haben ihm nicht gut getan. Er hatte einen «blöden Chef» und wurde immer wieder von oben herab behandelt.

Um halb acht beginnt sein Arbeitstag in der Wäscherei. Jeden Tag gibt es zwei halbstündige Pausen. Seine Arbeit geht bis 15:00 Uhr. Freitags endet seine Schicht schon um 12:40 Uhr.

Seine Aufgabe in der Wäscherei ist es, die Wäsche zusammenzulegen. Dabei wird ein Legebrett genutzt. Die Wäsche kommt unter anderem auch aus der eigenen Küche. Es ist sehr wichtig, so erzählt er, genau zu arbeiten. Die Küchenkittel lassen sich leicht bügeln, aber das Zusammenlegen erfordert Konzentration.

Enrico möchte sich gern in die Gesellschaft einbringen. Er ist aktuell Mitglied des Werkstattrates und hat diesen sogar auch schon geleitet. Er findet es spannend und wichtig, im Rahmen dieser Aufgabe auch andere Werkstätten kennenzulernen. Wie wird dort gearbeitet? Gibt es etwas, was dort besser funktioniert? Der Austausch untereinander ist wichtig. Schade findet er allerdings, dass die Arbeit des Werkstattrates nicht immer verstanden wird. «Was habt ihr denn bisher erreicht?» Diese Frage wird ihm manchmal von anderen Beschäftigten gestellt.

Auch in seiner Freizeit übernimmt er Verantwortung. Seit gut zwanzig Jahren ist er Mitglied in der Freiwilligen Feuerwehr von Teutschenthal. Er ist bei den Einsätzen dabei und möchte die Gemeinschaft dort nicht missen.

Gefragt nach Dingen, die ihn auf Arbeit stören, sagt er: «Manchmal stört der raue Ton, auch von einigen Gruppenleitern.»

Auf seine Arbeit aber ist er stolz.

Thomas Jeschner
Redakteur

AUS DEN ERSTEN TAGEN

Erinnerungen an die erste Zeit des Aufbaus der Werkstatt für behinderte Menschen in Johannashall.

Die politische und wirtschaftliche Wende Anfang der 1990er Jahre brachte auch für die Stadtmission und somit auch für «Haus Rungholt» in Johannashall vielfältige neue Herausforderungen und Aufgaben.

Eine dieser herausfordernden Chancen war die Überlegung, eine Werkstatt für Behinderte (so die damalige Bezeichnung) zu gründen und aufzubauen. Was sich hinter einer solchen Werkstatt verbarg, haben wir in Gesprächen mit Verantwortlichen der Stadtmission Karlsruhe und der Himmelkroner Diakonie erfahren.

In der vorhandenen Aufbruchsstimmung war eigentlich kaum eine Aufgabe, der wir uns nicht stellen wollten.

Die Voraussetzungen für den Aufbau einer WfB waren in Johannashall aus unserer damaligen Sicht eigentlich ganz gut. Über viele Jahre gab es bereits einen arbeitstherapeutischen Bereich, in dem die Bewohnerinnen einer Tätigkeit nachkamen, die weder sozialversicherungspflichtig noch irgendwie anders vergütet wurde. Ein ganz kleines Taschengeld konnte wenigstens ausgegeben werden.

Die Bewohnerinnen, es waren zum Zeitpunkt ausschließlich weibliche Bewohnerinnen in den Wohnheimen, arbeiteten in verschiedenen Bereichen, so in der Selbstversorgerküche, dem Garten, der Wäscherei, einem Montagebereich für Holzklammern und auch als Helferinnen im Wohnbereich «Bethel». Außer in diesem Wohnbereich waren es also Arbeiten, die in einer WfB auch angeboten werden konnten.

Die sogenannte Netzplanung für Werkstätten in Sachsen-Anhalt hatte die WfB der Stadtmission mit 160 Plätzen festgelegt. Damit war der Weg frei, um das Verfahren zur Anerkennung als WfB in Angriff zu nehmen. Dieses Verfahren war natürlich sehr aufwendig und erforderte enorme Anstrengungen, Gespräche, Konzepte usw. Der eingeschlagene Weg wurde geduldig und mit sehr viel Kreativität umgesetzt. Da die angestrebte Zahl der behinderten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Netzplanung nicht allein durch die Bewohnerinnen von «Haus Rungholt» gesichert werden konnte, wurde mit dem Landkreis vereinbart, dass die in kommunaler Trägerschaft befindlichen Einrichtungen für geistig behinderte Menschen, die inzwischen auch Arbeitsangebote umsetzten, in die Trägerschaft der Stadtmission wechseln. So wurden an den Standorten Gutenberg und Reinsdorf Außenstellen der Werkstatt betrieben. Die Frage, wo denn die Zielwerkstatt, also die Hauptwerkstatt, der Wfb entstehen soll, wurde von den Entscheidungsträgern relativ schnell getroffen – es soll Johannashall sein. Die zuständigen staatlichen Behörden und Ministerien haben dieser Entscheidung letztendlich auch zugestimmt.

So entstand in Johannashall neben den Arbeitsmöglichkeiten in der Küche, der Wäscherei und dem Garten, ein erster Montagebereich, in dem u.a. elektronische Bauteile montiert wurden. Heute befindet sich ein Teil der Wäscherei in diesem Gebäude.

Es war eine total spannende Zeit, und wenn ich daran zurückdenke, kommen viele Erinnerungen auf. Mit welch geringen Mitteln gearbeitet wurde, aber auch, mit welchem Einsatz die Beschäftigten dabei waren. Das Personal war bereit, auch über vereinbarte Arbeitszeiten hinaus, aktiv die Aufbauarbeit zu leisten. Es war in der Tat so, dass sich einer auf den anderen verlassen konnte, es gab keinen Neid oder die Sorge, dass jemand «zu kurz» kommt.

Die Veränderungen in Johannashall haben im Lauf der vergangenen Jahrzehnte vielen Menschen eine Arbeit gegeben, egal ob wir sie mit oder ohne Behinderung nennen.

Ich persönlich bin ausgesprochen dankbar, dass ich bei diesem Aufbau dabei sein durfte, dass mir und den Mitarbeitenden die Chance gegeben wurde, eine Werkstatt für behinderte Menschen aufzubauen. Dafür sei Dank gesagt an alle damaligen Entscheidungsträger und Verantwortlichen.

Norbert Wendt
Geschäftsbereichleiter Besondere Wohnformen

ARBEIT STATT ALMOSEN

Die Werkstatt feiert ihr 30-jähriges Jubiläum. Die Stadtmission ist jedoch viel älter. Was gab es für Arbeitsangebote in den früheren Zeiten?

Angeregt durch die Arbeit und die Gedanken von Johann Hinrich Wicherns gründete sich im Herbst des Jahres 1888 in Halle der Stadtverein für Innere Mission. Unter der Leitung des Pastoren Josef Simsa wurden in den ersten Jahren diakonische Angebote für die Bevölkerung der anwachsenden Großstadt Halle gemacht. Darunter solche, die auch heute noch zu den Kernaufgaben der Stadtmission gehören. Neben der Armen- und Krankenpflege, der Arbeit in Gefängnissen gehörte die Selbsthilfe für Suchtkranke dazu.

Eine erste Arbeitsstätte wurde im Herbst 1902 mit der Werkstatt zur Holzverkleinerung im Hof vom Weidenplan 5 geschaffen. Unter dem Motto «Arbeit statt Almosen» arbeiteten hier Hilfe suchende Männer tageweise gegen die Ausgabe von Verpflegungsscheinen für Essen und Unterkunft. Zwei Jahre später eröffnete die Stadtmission ebenfalls im Weidenplan ein Ladengeschäft für die Brockensammlung. Zwei fest Angestellte verkauften dort gebrauchte Kleidung, Möbel und Hausrat. Diese wurden zuvor in den sogenannten Brockensammlungen im Stadtgebiet gesammelt und dann aufgearbeitet. 1912 beschäftigte die Stadtmission 24 Angestellte. An Werkstätten, wie wir sie heute kennen, war nicht zu denken.

1927 wurde, angeregt durch Pastor Juhl, die ehemalige Kantine des Kalibergwerkes Johannashall erworben und saniert. Als «Haus Rungholt» diente es der Müttererholung, der Ausbildung von Kriegswaisen und als Kinderheim. Im Laufe der Jahre wurden weitere Gebäude angemietet, die Anzahl der betreuten Kinder wuchs. Während des Zweiten Weltkrieges waren dies vermehrt Kriegswaisen.

Einen starken Einschnitt in die Arbeit der Stadtmission gab es 1956. Die DDR-Behörden lösten das bestehende Waisenhaus in Johannashall auf und verteilten die Kinder in staatliche Heime. Dafür erhielt die Stadtmission eine Aufgabe, die dem damaligen Staat DDR unliebsam erschien – die Betreuung von geistig behinderten Kindern. Aus der Sicht des Staates konnten diese kaum als sozialistische Persönlichkeiten herangezogen werden. Pastor Finck, der damalige Leiter der Stadtmission, sprach indes von «verborgenen Schätzen». Aus der Arbeit der dort beschäftigten Diakonissinnen entwickelte sich das Haus Rungholt zu einem Schutzraum für die dort heranwachsenden Kinder. Beengt und mitten in einer Mangelwirtschaft wohnten in den 1980er Jahren zwölf Frauen in zwei Schlafsälen. Sie halfen bei der täglichen Arbeit in der schon bestehenden Wäscherei, bei den täglichen Aufgaben im Haus und auf dem Gelände. Eine Werkstatt konnte das noch nicht genannt werden. Dazu fehlten die staatlichen Strukturen, der politische Wille und das gesellschaftliche Verständnis. Das änderte sich erst nach der politischen Wende und der Wiedervereinigung Deutschlands.

Thomas Jeschner
Redakteur

«Zwei fest Angestellte verkauften dort gebrauchte Kleidung, Möbel und Hausrat.»

Laden Brockensammlung, 1906

SICH TREU BLEIBEN DURCH WANDEL

Das Entgeltsystem muss sich ändern und eine Reform ist auf dem Weg

Traditionelle Systeme der Behindertenhilfe müssen sich ihren ursprünglichen Zielen entsprechend weiter wandeln und entwickeln. Dies betrifft auch die Werkstätten für behinderte Menschen. Sie waren und sind geschützte Orte von Wert, aber Einrichtungen des Übergangs. Jetzt sind sie auf dem verantwortungsvollen Weg von der Fürsorge zur Teilhabe.

In Deutschland arbeiten weit über 300.000 Menschen mit Behinderungen in Werkstätten. Es gibt fast 700 Werkstätten und knapp 3000 Betriebsstätten. In Sachsen-Anhalt haben wir 33 Werkstätten an 136 Standorten. Derzeit gibt es 25 Inklusionsbetriebe und -abteilungen.

In der Corona-Krise zeigte sich, Werkstätten benötigen finanzielle Sicherheit. Sie handelten und deckten Bedarfe. Sie fanden neue Wege und Lösungen für ihre Beschäftigten. Für die Beschäftigten selbst waren und sind die Zeiten besonders hart. Weniger soziale Kontakte und keine oder weniger Beschäftigung. Die Ängste um den Werkstattlohn, den Urlaub und um die eigene Zukunft sind wie ein schwarzer Schatten, der auch diese Menschen nahezu täglich begleitet. Das Bundesteilhabegesetz und die UN-Behindertenrechtskonvention setzen auch für die Werkstätten klare Maßstäbe in Richtung Inklusion am Arbeitsmarkt. Ob die Werkstätten einen Beitrag zur gesellschaftlichen Inklusion leisten, oder ob das Tätigsein in ihnen genau das Gegenteil davon darstellt, ist sehr umstritten. Sind die dort tätigen Menschen gesellschaftlich sichtbar, oder leben, arbeiten und wohnen sie nicht eher in gut finanzierten Enklaven? Ist der Druck, Gewinne erwirtschaften zu müssen, für die Öffnung nach außen und das Erreichen der Durchlässigkeit nicht eher hinderlich? Ist es im Sinne des inklusiven Arbeitsmarktes, wenn die Zusammenarbeit von Betrieben mit Werkstätten eine anteilige Anrechnung auf die Ausgleichabgabe nach sich zieht? Sind die Werkstattleistungen bereits vielfältig, offen und anschlussfähig gestaltet? Wir bezeichnen die Werkstätten vor allem in Krisenzeiten zu Recht als wichtige Arbeitgeber.

Den Beschäftigten selbst geben wir den Status als Arbeitnehmer bisher jedoch nicht. Der eine gibt, der andere nimmt. Aber nicht einmal das Nehmen stehen wir Beschäftigten im Sinne der Gleichberechtigung und Wertschätzung ihres Tuns zu. Das allein deswegen, weil sie ja in keinem normalen Betrieb arbeiten, oder weil ihre Arbeit in den Werkstätten als Rehabilitationsmaßnahme gilt. Ihr Arbeitsentgelt wird zusammengestellt, aus Grundbetrag, leistungsangemessenem Steigerungsbetrag und Arbeitsförderungsgeld. Das Entgeltsystem muss sich ändern und eine Reform ist auf dem Weg. Das System muss transparent, nachhaltig und zukunftsfähig werden. Das bedeutet für die Beschäftigten, dass der Werkstattlohn auskömmlich, nachvollziehbar und fair ist. Der erste Zwischenbericht des ISG und des infas liegt aktuell dazu vor, auch in leichter Sprache.

Kommen wir aus dem Wellenmeer der Corona – Krise nicht zeitnah heraus, müssen künftige Betretungs- und Beschäftigungsverbote verhältnismäßiger sein. Zu stark sind die Abbrüche von Entwicklungserfolgen und die Gefahren der Entfremdung. Zu schwerwiegend sind die Entwöhnungseffekte, wenn den Beschäftigten über Monate der Kontakt und die Bewährung in ihren Arbeitsbereichen genommen werden.

Wenn man es mit der Inklusion, der Inklusion am Arbeitsmarkt ernst meint, muss man konsequent über feste Strukturen und entwickelte Systeme sprechen. Kritische Aufklärung ist gefragt. Als Konsequenz von Öffnung und Vernetzung folgt die Auseinandersetzung mit erhöhtem Aufwand an Assistenz, Beratung und Begleitung.

Wenn eine Anpassung der Werkstattkonzepte und eine Reform des Entgeltsystems erfolgt, dann nur mit nachhaltigen und greifbaren Ergebnissen für die Beschäftigten selbst. Manche Reformerfahrung in unserer Gesellschaft ist eine Warnung und zeigt eines deutlich: «Auf der Schaumkrone von Reformen ist selten viel Wasser». Wenn man Systeme wie die Werkstätten, ohne sie zu hinterfragen, wachsen und sich etablieren lässt, neigen sie zur Verselbstständigung. Die Eigenverantwortung in Ihrem Umfeld nimmt ab. Ihr von außen wahrgenommener Wert überlagert den ursprünglichen Auftrag, mit dem sie angetreten sind. Andere Beispiele dafür gibt es genug, siehe das maßlos differenzierte System der Förderschulen.

Falsche Anreize entwickeln sich, Einbahnstraßen und der Hang, aus der Ausnahme die Regel zu machen. Der Geist des Abgebens und des Verlagerns von Zuständigkeiten auf Andere ergreift von den Köpfen Besitz. Ein großes Problem, denn der mentale Wandel ist oft der Schwerste.

Dr.Christian Walbrach
Landesbehindertenbeauftragter

WICHTIGE HILFE

Die Tafel der Stadtmission spürt die Folgen des Krieges in der Ukraine.

Die Tafel in der Tangermünder Straße ist eine wichtige Säule in der Arbeit und im Selbstverständnis der Stadtmission. Ihr Angebot richtet sich seit 1997 an die sozial Schwachen und Hilfsbedürftigen in der Stadt Halle. Mit ihren Angeboten und ihrer Arbeit wirkt die Tafel vielschichtig in die Stadtgesellschaft ein. Derzeit versorgt die Tafel von Montag bis Freitag rund 1.600 Menschen. Die Angebote werden von der Leiterin Jacquelin Gottschalk, zwei Mitarbeiterinnen und elf Beschäftigten der Werkstatt aufrecht erhalten.

Die Presse hat in den letzten Wochen immer wieder über die Arbeit der Tafeln insgesamt berichtet. Das ist positiv, steht die Tafel doch damit stärker im Fokus der Öffentlichkeit. Die Gründe dafür sind es jedoch nicht. Die vielen Krisen, die unsere Gesellschaft in den letzten Jahren erlebt, wirken sich auch auf die Arbeit der Tafel aus. Die Folgen des Krieges in der Ukraine sind spürbar. Dadurch ist die Nachfrage in den letzten Monaten stark angestiegen. Das bisherige Spendenaufkommen, vor allem über Lieferungen aus dem Handel, ist allerdings längst nicht mehr ausreichend dafür.

Dringend gebraucht werden haltbare, original verpackte Lebensmittel wie Nudeln, Reis, Dosengerichte und Konserven jeglicher Art, Tee und Kekse. Wichtig ist, dass es keine Kühlware ist! Ebenso gefragt sind Hygieneartikel wie Duschgel, Shampoo, Zahnbürsten und Zahnpasta. Die Spenden können von Montag bis Donnerstag von 7 bis 14 Uhr und freitags von 7 bis 12 Uhr Tangermünder Str. 14 abgegeben werden.

Thomas Jeschner
Redakteur

TAFEL HALLE
Tangermünder Str. 14
06124 Halle (Saale)
tafel@stadtmission-halle.de
Telefon: 0345/2056996

ÖFFNUNGSZEITEN

Mittwoch	09:00–11:30 Uhr und 12:00–14.30 Uhr
Donnerstag	09:00–11:30 Uhr und 12:00–14.30 Uhr
Freitag	09:00–11.30 Uhr

HILFSANGEBOTE

Das Hilfsangebot in Halle für geflüchtete Menschen aus der Ukraine ist vielfältig. Ein großes Netzwerk ist aktiv. Eine Übersicht.

Der Krieg in der Ukraine dauert nun, wenn diese Zeilen gedruckt sind, drei Monate an. In Deutschland haben seitdem viele Menschen, viele Institutionen, Kommunen und Organisationen ihre Solidarität mit den ukrainischen Menschen gezeigt. Großes Engagement und eine enorme Spendenbereitschaft gilt insbesondere den vor dem Krieg Geflüchteten.

Die deutsche Gesellschaft wird auch in den nächsten Monaten, ja in den nächsten Jahren noch vor gewaltigen Herausforderungen stehen, die Folgen des Krieges für die Menschen in der Ukraine und für die Millionen Geflüchteten mit abzumildern. Hier bei uns in Halle hat sich schnell ein breites, gesellschaftliches Netzwerk zur Hilfe gebildet. Dieses Netzwerk greift auf die Erfahrungen aus vergangenen Notsituationen, wie die Flüchtlingskrise 2015 aber auch die Flut im Jahr 2013 zurück. Diakonische Einrichtungen sind ein wichtiger Bestandteil dieses Netzwerkes.

Wir möchten hier eine Übersicht geben, wo Sie als unsere Leser und Leserinnen sich mit Zeit, Geld, Expertise und Ihrem Engagement in Halle für Menschen aus der Ukraine einbringen können. Die Freiwilligen-Agentur listet auf ihrer Internetseite die Angebote gut geordnet auf und aktualisiert diese ständig.

Thomas Jeschner
Redakteur

Möchten Sie spenden, so können Sie das auch über die Diakonie Katastrophenhilfe machen:

Diakonie Katastrophenhilfe, Berlin
Evangelische Bank
IBAN: DE68 5206 0410 0000 5025 02
BIC: GENODEF1EK1
Stichwort: Ukraine Krise

Hier können Sie sich sowohl informieren, als auch direkt helfen. Wenn Sie selbst oder für Dritte Hilfe jeder Art in Anspruch nehmen möchten, bietet diese Seite wichtige Anhaltspunkte. Sie können dort auch Ihre Kontaktdaten hinterlassen und Ihre Bedürfnisse und werden dann von der Freiwilligen-Agentur vermittelt.

https://engagiert-in-halle.de/aktuelles/hilfe-fuer-menschen-aus-der-ukraine

In der Übersicht der aktuellen Hilfsangebote

https://padlet.com/freiwilligenagenturhalle/AngeboteUkrainehilfe)

finden sich auch solche von Kirchengemeinden in Halle. Dazu zählen unter anderem die Friedensgebete. Jeden Montag findet ein solches um 18 Uhr in der Marktkirche statt. Es wird zweisprachig gehalten. Hierzu werden weiterhin DolmetscherInnen gesucht. Auch die Luthergemeinde in der Damaschkestraße öffnete die Kirche für Friedensgebet. Dieses findet täglich von 19:00 bis 19:30 Uhr statt.

Haben Sie selbst Hinweise, ein eigenes Angebot, so wenden Sie sich bitte über die Email direkt an die Agentur.

halle@freiwilligen-agentur.de

Ö–OASE. EIN AUSHÄNGESCHILD FÜR EINE GELINGENDE INKLUSION

Die Evangelische Stadtmission Halle wächst weiter: Ab Juli 2022 werden wir Betreiber der Ö–oase, einem Gastronomiebetrieb!

Die Ö–oase ist in Halle Vielen ein Begriff: seit fast 25 Jahren existiert Halles erstes vegetarisches Restaurant schon. In der Kleinen Ulrichstraße 2 gibt es mehr als nur fleischlose Alternativen, sondern extrem leckeres, überraschend abwechslungsreiches Essen. Auch für Veranstaltungen, Feiern und Events bietet die Ö–oase vegetarisches Catering an. Organisationen, so einige Lehrstühle der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg oder die Diakonie Mitteldeutschland, sind bereits zufriedene Kunden.

Wie kommt nun die Evangelische Stadtmission Halle ins Spiel? Ein Mitarbeiter hatte erfahren, dass die Geschäftsleitung das Restaurant gerne abgeben möchte und dies Herrn Römer mitgeteilt. Nach ersten Gesprächen wurde schnell klar, dass sich hier eine sehr gute Gelegenheit für die Stadtmission Halle bietet, mitten in der Stadt ein Aushängeschild für gelingende Inklusion zu betreiben.

Zum 01. Juli 2022 übernimmt die Stadtmission Halle die Geschäfte der Ö–oase, sowie die Mitarbeitenden. In absehbarer Zeit werden zunächst Praktikumsplätze unserer Werkstatt für Menschen mit Behinderungen entstehen. Ziel ist es, die Ö–oase in einen Inklusionsbetrieb zu verwandeln. So können Menschen mit Behinderung auf dem ersten Arbeitsmarkt auf einem sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplatz beschäftigt werden.

Machen Sie sich doch selbst ein Bild der Ökoase: Montag bis Freitag, von 11–15 Uhr, sind die Türen in der Kleinen Ulrichstraße 2 für Sie geöffnet!

Anja Hildebrandt
Qualitätsmanagerin

TELEFON-SEELSORGE IN KRISENZEITEN

Wie gut, dass es die Telefonseelsorge gibt! Rund um die Uhr – auch am Wochenende und an den Feiertagen – sind gut geschulte ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für Menschen da, die in Not sind, sich Sorgen machen und nicht weiter wissen. Anonym und kostenfrei kann jeder und jede anrufen und erzählen, was das Herz schwer macht.

Seit zwei Jahren kreisen viele Anrufe um das Thema Corona. Die Pandemie hat die Einsamkeit vieler Menschen verstärkt. Freundschaften sind zu Bruch gegangen. Bei Einigen hat sich die wirtschaftliche Situation verschlechtert. Seit Ende Februar diesen Jahres geht es in vielen Gesprächen auch um den Krieg in der Ukraine. Nicht nur ältere Menschen, die selbst noch Erfahrungen mit Krieg und Flucht machen mussten, sind verunsichert, haben Angst, stehen unter großem emotionalen Stress: Was kommt noch alles auf uns zu? Worauf müssen wir uns einstellen? Wie sehr wird unser Leben von den Auswirkungen des Krieges beeinträchtigt?

Daneben spielen natürlich immer auch ganz persönliche Themen eine große Rolle. Einer hat einen geliebten Menschen verloren und findet sich im Leben so ganz allein nicht zurecht. Eine Andere ist sehr einsam. Da ist keine Familie, die mit ihr die Feste im Jahr begeht, sind keine Freunde, die sie besuchen, keine Kolleginnen, mit denen sie sich austauschen kann. Und ein Dritter hat eine Trennung hinter sich, die ihn tief erschüttert hat.

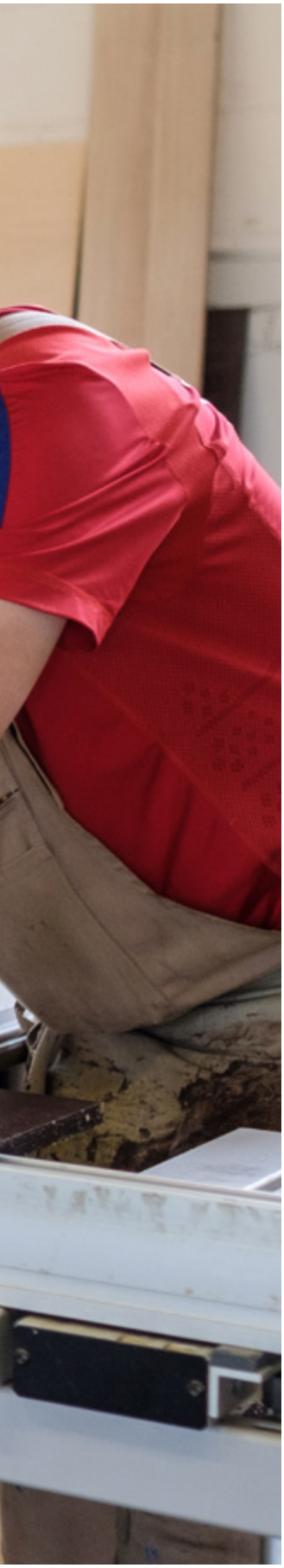
Junge Menschen und Ältere, Studierende und Menschen mitten im Berufsleben – breit ist der Fächer derer, die bei der Telefonseelsorge anrufen.

Die Seelsorgerinnen und Seelsorger hören zu, nehmen wahr, was die Anrufenden beschäftigt, nehmen sie ernst. Das ist viel. Natürlich lassen sich nicht alle Probleme einfach so lösen, aber durch die Gespräche am Telefon werden sie geteilt. Das öffnet vielleicht eine Tür, das zeigt vielleicht einen Weg, auf dem man weitergehen kann.

Mehr als 1000 Anrufe gehen monatlich bei der Telefonseelsorge Halle ein. Man kann sagen, das ist tatsächlich ein Ruf um Hilfe rund um die Uhr. Und nicht alle Ratsuchenden kommen auf Anhieb durch. Manche Anruferinnen und Anrufer müssen

mehrere Versuche starten, weil die Leitung wieder einmal besetzt ist. Zum Glück gibt es in unserem Bundesland und darüber hinaus in ganz Deutschland weitere Telefonseelsorgestellen. Dorthin werden die Gespräche dann weitergeleitet.

Pfarrerin Gundula Eichert
Leiterin der Telefonseelsorge Halle



FIT FÜR DEN JOB

Neue Chancen in der beruflichen Bildung bieten sich durch das Modellprojekt «Qualifizierung zum geprüften Fachhelfer bzw. zur geprüften Fachhelferin – Gewerk Holz»

Sicher haben Sie schon einmal eine Bewerbung geschrieben. Zu den wichtigen Unterlagen gehören Nachweise über Berufsabschlüsse und Zertifikate als Nachweise für Weiterbildungen und Qualifizierungen. Dabei ist es nicht unerheblich, bei welchem Anbieter Qualifizierungen erworben wurden. Es ist ein Qualitätsmerkmal.

Für Menschen mit Beeinträchtigungen, die sich im Berufsbildungsbereich einer Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) qualifizieren, soll es ab Herbst 2022 ein neues Angebot geben. Die Landesarbeitsgemeinschaft der WfbM Sachsen-Anhalt entwickelt ein Modellprojekt «Qualifizierung zum geprüften Fachhelfer bzw. zur geprüften Fachhelferin – Gewerk Holz». Das Angebot richtet sich an Leistungsberechtigte mit geringen Hilfebedarfen, die Interesse haben, in einer Tischlereiabteilung zu arbeiten.

Was unterscheidet die Qualifizierung im Modellprojekt von den allgemeinen Angeboten im BBB?

Die Qualifizierung orientiert sich stärker an der Ausbildung zum Fachwerker. Um diesen höheren Anforderungen gerecht zu werden, besuchen Leistungsberechtigte an zwei Tagen pro Woche eine Berufsschule in Magdeburg. Hierfür hat das Bildungsministerium seine Zustimmung erteilt. Die Vermittlung der Bildungsinhalte erfolgt in enger Abstimmung zwischen der Berufsschule und dem BBB auf der Grundlage eines gemeinsamen Qualifizierungsrahmenplans. Ein weiteres Element ist ein Praktikum in einem Inklusionsbetrieb oder in einer Tischlerei auf dem ersten Arbeitsmarkt.

Zum Ende der Qualifizierung, also nach knapp zwei Jahren, erfolgt eine Erfolgskontrolle (umgangssprachlich Prüfung genannt). Diese besteht aus einem theoretischen und einem praktischen Teil. Hier muss der Leistungsberechtigte einen Nachweis über seine Fähigkeiten und erworbenen Fertigkeiten erbringen. Insbesondere im Vordergrund steht dabei, der routinierte Umgang mit mindestens zwei Maschinen. Die Handwerkskammer Magdeburg wird gemeinsam mit dem BBB und der Berufsschule die Erfolgskontrolle abnehmen. Somit wird sichergestellt, dass der Abschluss nach einem verbindlichen Standard erfolgt.

Besteht der Leistungsberechtigte die Erfolgskontrolle, so erhält er ein akkreditiertes Zertifikat. Es wird auch den Stempel und die Unterschrift der Handwerkskammer Magdeburg tragen – ein Qualitätssiegel.

Und was bringt das einem Leistungsberechtigten? Neben Anerkennung und Stolz auf die erbrachte Leistung sollen sich so seine Chancen verbessern, außerhalb einer WfbM einen Job zu finden und sein Leben selbstbestimmt zu führen.

Andreas Twardy
LAG WfbM Sachsen-Anhalt e.V.

ALBRECHT LUDWIG

Als neuer Aufsichtsrat mit Blick aus der Oberlausitz in die Stadtmission

Im vergangenem Dezember 2021 und März 2022 bin ich in die Aufsichtsgremien der Stadtmission Halle gewählt worden. Ein Grund, mich vorzustellen: Mein Name ist Albrecht Ludwig. Ich bin 67 Jahre alt und seit Januar 2022 im Ruhestand. Ich wohne in Bautzen in der schönen Oberlausitz. Mit dem Ruhestand habe ich jetzt viel Zeit für meine Hobbys als Stadtführer in Bautzen und Görlitz und als Besucherreferent in der Gedenkstätte Bautzen.

Wie komme ich zu dieser Aufgabe in der Stadtmission? Da muß ich wohl ein wenig ausholen. Ich habe zunächst Gärtner gelernt und auch Gartenbau studiert. In der Zeit der DDR war ich im Großhandel für Obst, Gemüse und Südfrüchte (OGS) beschäftigt, in den letzten Jahren als Betriebsteildirektor. Gleichzeitig habe ich in dieser Zeit einen Jugendkreis bei der Landeskirchlichen Gemeinschaft geleitet und den Kirchlichen Fernunterricht absolviert. Mit letzterem (Teil-) Theologiestudium habe ich bis heute als Prädikant einen Predigtauftrag in der Ev. Luth. Landeskirche Sachsen erworben.

In der Christnacht 1990 wurde ich in die Diakonie geworben und habe dort im September 1991 als Verwaltungsleiter begonnen. Das nötige Rüstzeug dafür habe ich mir im Abendstudium zum Verwaltungsbetriebswirt erlangt. In den zurückliegenden 30 Jahren war ich später Geschäftsführer und Vorstand im Unternehmensverbund Diakoniewerk Oberlausitz tätig. Diese Jahre waren eine Zeit des Wachstums und der Umstrukturierungen. Ich durfte GmbHs und Stiftungen gründen und fusionieren und Verantwortung in diesen Rechtsformen übernehmen.

Als Geschäftsführer der Tochtergesellschaft «Diakonie im Kirchenbezirk Löbau Zittau» konnte ich z.B. vier Kindertagesstätten von Kommunen übernehmen (helfen). Als ich im vergangen Dezember verabschiedet wurde, beschäftigte die Stiftung Diakoniewerk Oberlausitz als Holding mehr als 1.100 Mitarbeiter an 29 Standorten in Werk- und Wohnstätten für Menschen mit Behinderungen, in Schulen, Einrichtungen der ambulanten und Stationären Altenhilfe und der Kinder- und Jugendhilfe.

Ehrenamtlich war ich (und bin ich noch) unter anderem im Diakonischen Rat der Sächsischen Diakonie und war 21 Jahre im Vorstand der Diakonischen Akademie für Fort- und Weiterbildung Sachsen/ Berlin Brandenburg — Heute DIAkademie tätig.

Das alles klärt noch nicht die Frage, wie komme ich zu der eingangs genannten Aufgabe. Herrn Römer kenne ich bereits aus der Zeit, als er noch in Sachsen tätig war. Ich hatte verschiedene Weiterbildungen als Wirtschaftsmediator und als Organisationsentwickler/ Organisationsberater absolviert und wurde von Herrn Römer in dieser Eigenschaft gelegentlich für die Stadtmission engagiert. Daher ist mir die Stadtmission Halle doch recht vertraut.

Albrecht Ludwig
Aufsichts- und Verwaltungsrat
des Ev. Stadtmission Halle e.V.

STEFAN WILL

Als neuer Verwaltungsrat mit Blick aus der Landespolitik in die Stadtmission

Seit den frühen 80er Jahren engagierte ich mich in der kirchlichen Jugendarbeit in meiner Heimatstadt Naumburg. Deutsch – deutscher Austausch, gesellschaftliche und politische Diskussionen und schwieriges Engagement gehörten zu meinem Alltag in der DDR. Gerne erinnere ich mich zum Beispiel an die Organisation von Sommerlagern des Ökumenischen Jugenddienstes der DDR.

Zur Wende waren diese Erfahrungen für mich wichtige Beweggründe, mich gesellschaftlich einzumischen und führten mich über politisch ehrenamtlicher Tätigkeit im Jahr 1989/90 zu einer hauptamtlichen Tätigkeit bei der SPD Sachsen-Anhalt. Politik und deren Gestaltung für eine bessere Welt wurde für mich zu einer «Lebensaufgabe».

Die Arbeit der Evangelischen Stadtmission Halle konnte ich über die letzten Jahrzehnte an einigen Punkten persönlich erleben. Zwei meiner vier Kinder gingen in den Kindergarten der Stadtmission am Weidenplan, meine Frau arbeitete in den 90er Jahren als Krankenschwester in der Sozialstation der Stadtmission.

«Politik und deren Gestaltung für eine bessere Welt wurde für mich zu einer Lebensaufgabe»

Seit vielen Jahren bin ich regelmäßiger Gast und Helfer zur Weihnachtsfeier der Stadtmission und konnte so ihre Arbeit und ihr Engagement über die Zeit verfolgen. Im Dezember 2021 wurde ich offiziell in den Verwaltungsrat der Stadtmission Halle gewählt und freue mich auf eine gute Zusammenarbeit.

Stefan Will
Verwaltungsrat des Ev. Stadtmission Halle e.V.

MIA LEBT

Drei Jahre wurde das Projekt «Modern, Innovativ, Attraktiv – Wandel zum lebensphasenorientierten Arbeitgeber», kurz MIA, bei uns umgesetzt.

Das Projekt «Modern, Innovativ, Attraktiv – Wandel zum lebensphasenorientierten Arbeitgeber», kurz MIA, wird vom 01.07.2019–30.06.2022 im Rahmen des Programms «rückenwind+»durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales und den Europäischen Sozialfond gefördert.

Drei Jahre sind eine lange Zeit, das merken wir vom Projektteam MIA immer wieder. Seit 2019 haben wir viele Veränderungen in der Evangelischen Stadtmission Halle erlebt und begleitet. So haben wir zum Beispiel das neue Intranet mit Leben und Inhalten gefüllt, eine Broschüre zur lebensphasenorientierten Arbeitszeitgestaltung geschrieben, ein Dienstfahrradleasing und das Job-Ticket eingeführt, ein neues Leitbild entwickelt und jeweils einen Facebook- und Instagram-Auftritt für die Stadtmission erstellt. Zeitnah wird noch ein Bewerbungsmanagement eingeführt. Neben einer Vielzahl von Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen haben wir auch Workshops zur Strategie und Umstrukturierung der Stadtmission Halle organisiert oder begleitet.

Andererseits: Drei Jahre sind wie im Flug vergangen. Nun stehen wir weniger als zwei Monate vor dem Ende des Projekts. Ein Projekt wie MIA entwickelt sich immer anders, als es zunächst geplant war. Wir haben als Projektteam versucht, möglichst viele Ideen und Anregungen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aufzunehmen und umzusetzen. Nicht immer ist uns das gelungen, und manches Mal lag die endgültige Entscheidung nicht mehr in unserer Hand. Aber wir konnten sehr Vieles auf kurzem Wege umsetzen und aufnehmen, was sonst nicht möglich gewesen wäre.

An der abschließenden Befragung zum Projekt im März 2022 haben sich 57% der Mitarbeitenden beteiligt. Einige interessante Fragestellungen, sowie weitere drängende Aufgaben für die Zukunft, lassen sich aus den Ergebnissen ableiten. Aber 65% der Teilnehmenden der Befragung gaben an, «größtenteils» bis «sehr» zufrieden mit dem Projekt MIA zu sein. Das freut uns sehr, und nehmen wir dies als Ansporn, die Projektergebnisse auch nach Ende nicht «im Sande verlaufen» zu lassen!

Ein Leitbild besteht aus den Werten, die die Organisation im Kern ausmachen und aus einer gemeinsamen Vision für die zukünftige Entwicklung. Im Oktober 2020 begann der Leitbildprozess mit einer Sammlung von Werten, die Mitarbeitende mit der Stadtmission verbinden. Diese wurden unter anderem durch einen Workshop mit der Geschäftsführung aufgenommen. Im Jahr 2021 hat sich das Projekt darauf aufbauend mit einer Vision für die Zukunft beschäftigt. In zwei Workshops mit den Leitungskräften und der Geschäftsführung haben wir Visionen für die Einrichtungen und Abteilungen entwickelt, diese zusammengetragen zu Zielen der Geschäftsbereiche und daraus allgemeine Visionen abgeleitet.

Im Entwicklungsprozess des Leitbilds wollten wir so viele Rückmeldungen wie möglich aus allen Bereichen aufnehmen. Aus diesen ganzen Stimmen eine gemeinsame Aussage zu machen, mit denen sich all die Menschen in und um die Stadtmission Halle identifizieren können, ist natürlich eine umfangreiche Aufgabe. In den kommenden Monaten werden wir die Ergebnisse aus Workshops, Mitarbeiterrückmeldungen und Projektgruppentreffen zusammenzuführen und einen ersten Leitbildentwurf zu entwickeln.

Unterstützt wird der Prozess von Christian Hoßbach, Mitarbeiter am Lehrstuhl für Personalwirtschaft und Business Governance der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, der das Projekt «MIA» wissenschaftlich begleitet.

Sophia Krupa und Tobias Kirschig
Projektleitung «MIA»

monsieur JACQUES

CAFÉ & HOFLADEN

Weidenplan 3
06108 Halle

- Lebendige Reportagen aus Kirchengemeinden und der Diakonie
- Spannende Interviews und kontroverse Debatten aus evangelischer Sicht
- Glaube im Alltag und Orientierung zu Lebensfragen

- Jederzeit die neuesten Kirchennachrichten auf meine-kirchenzeitung.de
- Wöchentlich das E-Paper und alle Premiuminhalte
- Archivzugang und Suchfunktion

per **Digital-Abo** für jährlich 48 €

meine-kirchenzeitung.de

→ **Abo-Service**

Impressum

Evangelische Stadtmission Halle e.V.
Weidenplan 3–5
06108 Halle

T +49 345 2178–0

F +49 345 2178–199
info@stadtmission-halle.de
www.stadtmission-halle.de

Evangelische Bank eG
IBAN: DE94 5206 0410 0108 0061 64
BIC: GENODEF1EK1

Kostenloses Magazin der Evangelischen
Stadtmission Halle e.V.; erscheint halbjährlich;
Herausgeber: Ernst-Christoph Römer (Vorstandsvorsitzender)
Redaktion: Ernst-Christoph Römer (V.i.S.d.P., ecr), Andreas Riemann, Thomas Jeschner, Martin Becker, Sophia Krupa, Anja Hildebrandt, Gabriele Hennicke
Auflage: 2000 Exemplare; Fotos: Archiv, freepik.com
Layout: Olga Fischer; Druck: wir-machen-druck.de;
ISSN-Nr.: 2365-1075